

Edwina seufzte, aber sie streckte trotzdem die Hand aus, um Newton kurz den Kopf zu tätscheln. »Was schreibt sie sonst noch?«, erkundigte sie sich und beugte sich neugierig vor. »Bis Seite zwei habe ich es irgendwie nicht mehr geschafft.«

Kate lächelte über diesen Seitenhieb ihrer Schwester. »Nicht viel. Etwas über den Duke und die Duchess of Hastings, die anscheinend Anfang der Woche nach London zurückgekehrt sind, die Auflistung der auf Lady Danburys Ball gereichten Speisen, die ›von überraschender Köstlichkeit‹ waren, und eine wenig schmeichelhafte Beschreibung von Mrs. Featheringtons Kleid am vergangenen Montag.«

Edwina runzelte die Stirn. »Auf die Featheringtons scheint sie es ja wirklich abgesehen zu haben.«

»Kein Wunder«, sagte Mary, legte die Stickerei beiseite und erhob sich. »Diese Frau könnte selbst dann nicht die richtigen Farben für ihre Töchter auswählen, wenn sich ihr ein Regenbogen um den faltigen Hals legen würde.«

»Mutter!«, rief Edwina.

Kate schlug eine Hand vor den Mund, um nicht loszuprusten. Mary tat ihre Meinung selten so deutlich kund, aber wenn, dann war es immer besonders komisch.

»Nun, so ist es doch. Sie steckt ihre Jüngste immer wieder in Orange. Dabei ist doch für jeden offensichtlich, dass dieses arme Mädchen Blau oder Mintgrün tragen müsste.«

»Du hast mich auch etwas Gelbes anziehen lassen«, erinnerte sie Kate.

»Und es tut mir aufrichtig leid. Das wird mich lehren, nicht mehr auf Verkäuferinnen zu hören. Nie wieder werde ich an meinem eigenen Urteil zweifeln. Dieses Kleid müssen wir eben für Edwina passend machen.«

Da Edwina einen ganzen Kopf kleiner und um einiges zarter war als Kate, war das sehr leicht.

Kate wandte sich an ihre Schwester. »Dann lass auch gleich die Krause von den Ärmeln abtrennen. Die ist sehr lästig. Und sie kratzt. Am liebsten hätte ich sie gleich auf dem Ashbourneball abgerissen.«

Mary verdrehte die Augen. »Ich bin sowohl überrascht als auch dankbar, dass du dich so gut in der Gewalt hattest.«

»Ich bin überrascht, aber nicht dankbar«, meinte Edwina mit schalkhaftem Lächeln. »Denk nur, welchen Spaß Lady Whistledown daran gehabt hätte.«

»Oh ja«, sagte Kate und erwiderte das Lächeln. »Ich sehe es schon vor mir. ›Versengte Narzisse reißt sich die Blütenblätter ab‹.«

»Ich gehe jetzt nach oben«, verkündete Mary und schüttelte den Kopf über die Albernheiten ihrer Töchter. »Bitte denkt daran, dass wir heute Abend eingeladen sind. Ihr solltet euch vielleicht ein wenig ausruhen, bevor wir ausgehen. Heute wird es bestimmt wieder recht spät.«

Kate und Edwina nickten und murmelten die passenden Versprechungen, während Mary ihre Stickerei nahm und den Salon verließ. Sobald sie gegangen war, wandte sich Edwina an Kate und fragte: »Weißt du schon, was du heute Abend anziehen willst?«

»Das grüne Seidenkleid, denke ich. Ich weiß, ich sollte Weiß tragen, aber ich fürchte, das steht mir gar nicht.«

»Wenn du kein Weiß trägst«, antwortete Edwina als treue Schwester, »werde ich es auch nicht tun. Ich nehme den blauen Musselin.«

Kate nickte zustimmend und richtete den Blick wieder auf die Zeitung, wobei sie versuchte, Newton nicht vom Schoß rutschen zu lassen, der sich auf den Rücken gewälzt hatte und ihr den Bauch zum Kraulen entgegenstreckte. »Erst vergangene Woche hat Mr. Berbrooke bemerkt, dass du in Blau einem Engel gleichst. Weil es so gut zu deinen Augen passt.«

Edwina blinzelte überrascht. »Mr. Berbrooke hat das gesagt? Zu dir?«

Kate schaute wieder auf. »Natürlich. Alle deine Verehrer versuchen, ihre Komplimente durch mich anzubringen.«

»Tatsächlich? Aber warum denn nur?«

Kate lächelte nachsichtig. »Weißt du, Edwina, es könnte damit zusammenhängen, dass du auf dem Konzertabend der Smythe-Smiths vor der versammelten Zuhörerschaft verkündet hast, niemals ohne das Einverständnis deiner Schwester heiraten zu wollen.«

Edwinas Wangen färbten sich zartrosa. »Es war nicht vor der versammelten Zuhörerschaft«, entgegnete sie.

»Hätte es aber ebenso gut sein können. Diese Neuigkeit verbreitete sich schneller als ein Großbrand. Ich war in dem Moment nicht einmal in demselben Raum, und es hat höchstens zwei Minuten gedauert, bis ich davon gehört habe.«

Edwina verschränkte die Arme. »Nun, es ist die Wahrheit, und mir ist es egal, wer sie kennt. Ich weiß, dass man von mir erwartet, eine große, hervorragende Partie zu machen, aber ich muss doch niemanden heiraten, der mich schlecht behandelt. Jemand, der es schafft, *dich* zu beeindrucken, kommt ganz gewiss infrage.«

»Ist es denn so schwer, mich zu beeindrucken?«

Die beiden Schwestern sahen einander an und antworteten dann wie aus einem Munde: »Ja.«

Aber noch während Kate mit Edwina darüber lachte, stieg ein bohrendes Schuldgefühl in ihr auf. Alle drei Sheffields wussten, dass Edwina diejenige sein würde, die sich einen Adligen schnappte oder in eine wohlhabende Familie einheiratete. Edwina würde diejenige sein, die dafür sorgte, dass ihre Mutter und sie, Kate, ihr Leben nicht in vornehmer Armut fristen mussten. Edwina war eine Schönheit, während sie ...

Kate war Kate.

Es machte ihr nichts aus. Edwinas Schönheit war ganz einfach eine Tatsache. Und Kate hatte schon vor langer Zeit gelernt, gewisse Tatsachen einfach hinzunehmen. Sie würde nie lernen, Walzer zu tanzen, ohne dabei zu führen. Sie würde sich immer entsetzlich vor Gewittern fürchten, egal, wie oft sie sich dafür eine Närrin schalt. Und egal, was sie trug, wie sie ihr Haar frisierte oder wie oft sie sich in die Wangen kniff, sie würde nie so schön sein wie Edwina.

Abgesehen davon glaubte Kate nicht, dass sie all die Aufmerksamkeit genießen könnte, die Edwina zuteil wurde. Ebenso wenig, fiel ihr nun auf, hätte sie die Verantwortung tragen wollen, sich gut verheiraten zu müssen, um für Mutter und Schwester sorgen zu können.

»Edwina«, sagte Kate leise, und ihr Gesicht bekam einen ernsten Ausdruck, »du weißt doch, dass du niemanden heiraten musst, den du nicht magst. Das ist dir doch klar.«

Edwina nickte, aber sie schien plötzlich den Tränen nahe zu sein.

»Wenn du zu dem Schluss kommst, dass es in ganz London keinen einzigen Gentleman gibt, der gut genug für dich ist, na und? Dann fahren wir einfach zurück nach Somerset und genießen es, ganz unter uns zu sein. Mir ist deine Gesellschaft sowieso am liebsten.«

»Mir deine auch«, flüsterte Edwina.

»Und wenn du doch einem Mann begegnest, den du einfach hinreißend findest, würden Mary und ich überglücklich sein. Du darfst dir keine Gedanken darüber machen, uns alleinzulassen. Wir werden sehr gut miteinander auskommen.«

»Vielleicht findest du ja auch einen Ehemann«, entgegnete Edwina.

Kate spürte, wie ihre Lippen sich leicht kräuselten. »Ja, vielleicht«, räumte sie wider besseres Wissen ein. Sie wollte ihr Leben nicht als alte Jungfer verbringen, doch sie bezweifelte, dass sie hier in London einen Mann finden würde. »Vielleicht wendet sich ja einer deiner liebeskranken Verehrer mir zu, wenn ihm klar wird, dass er bei dir keine Chancen hat«, neckte Kate sie.

Edwina schlug mit einem Kissen nach ihr. »So ein Unsinn.«

»Ist es nicht!«, protestierte Kate. Und sie meinte es wirklich ernst. Dies schien ihr, offen gestanden, der wahrscheinlichste Weg zu sein, wie sie in dieser Stadt doch noch zu einem Gemahl kommen konnte.

»Weißt du, was für einen Mann ich gern heiraten würde?«, fragte Edwina, und ein verträumter Ausdruck trat in ihre Augen.

Kate schüttelte den Kopf.

»Einen Gelehrten.«

»Einen *Gelehrten*?«

»Einen Gelehrten«, sagte Edwina bestimmt.

Kate räusperte sich. »Ich glaube nicht, dass allzu viele davon sich für die Saison in der Stadt eingefunden haben.«

»Das ist mir klar.« Edwina seufzte leise. »Aber in Wahrheit – und du weißt, dass dies stimmt, auch wenn ich es in der Öffentlichkeit verschweigen soll – bin ich ein Bücherwurm. Ich würde viel lieber einen Tag in einer Bibliothek verbringen, als im Hyde Park herumzuspazieren. Ich glaube, ich würde mein Leben gern mit einem gebildeten Mann teilen, der auch geistige Interessen hat.«

»Gut. Hmmm ...« Kate dachte kurz nach. Es war auch nicht wahrscheinlicher, dass Edwina ihren Gelehrten zu Hause in Somerset fand. »Weißt du, Edwina, es könnte schwierig sein, außerhalb der Universitätsstädte einen echten Gelehrten für dich zu finden. Du musst dich vielleicht mit einem Mann zufriedengeben, der wie du einfach nur gern liest und lernt.«

»Das würde mir genügen«, erwiderte Edwina fröhlich. »Ich wäre mit einem Privatgelehrten völlig zufrieden.«

Erleichtert atmete Kate auf. Es würde sich doch sicher in London ein Mann finden lassen, der gerne las.

»Und weißt du, was?«, fügte Edwina hinzu. »Man darf wirklich niemals nach dem Äußeren urteilen. Alle möglichen Leute sind sehr gebildet. Ja, sogar dieser Viscount Bridgerton, über den Lady Whistledown ständig schreibt, ist vielleicht ein heimlicher Gelehrter.«

»Nimm dich in Acht, Edwina. Mit Viscount Bridgerton darfst du nichts zu tun haben. Alle Welt weiß, dass er ein ganz schlimmer Frauenheld ist. Nein, er ist der schlimmste Frauenheld in ganz London. Im ganzen Land!«

»Das ist mir schon klar, ich habe ihn doch nur als Beispiel erwähnt. Außerdem ist es sowieso unwahrscheinlich, dass er sich dieses Jahr eine Braut wählt. Lady Whistledown hat das geschrieben, und du hast selbst gesagt, dass sie fast immer recht hat.«

Kate tätschelte ihrer Schwester den Arm. »Keine Sorge. Wir finden einen passenden Mann für dich. Aber *nicht* – nicht, niemals und auf gar keinen Fall – Viscount Bridgerton.«

Anthony ließ mit seinen drei jüngeren Brüdern den Tag mit ein paar Drinks bei *White's* ausklingen.

Anthony Bridgerton lehnte sich in seinem Ledersessel zurück, schwenkte gedankenverloren seinen Scotch im Glas und verkündete dann: »Ich werde vielleicht heiraten.«

Benedict Bridgerton, der einer Lieblingsbeschäftigung nachging, die seine Mutter verabscheute – nämlich auf den beiden hinteren Stuhlbeinen herumzukippeln –, fiel hintenüber.

Colin Bridgerton erstickte fast an seinem Lachen.

Glücklicherweise kam Benedict rechtzeitig wieder in die Senkrechte, um ihm so kräftig auf den Rücken zu schlagen, dass eine grüne Olive quer über den Tisch flog.

Sie segelte knapp an Anthonys Ohr vorbei.

Wortlos ging Anthony über diesen Zwischenfall hinweg. Ihm war nur allzu bewusst, dass diese plötzliche Eröffnung ein wenig überraschend kam.

Er wusste, dass man ihn nicht zu den Männern zählte, die eine Familie gründen wollten. Er hatte die vergangenen zehn Jahre das Leben, die Frauen und jede andere Freude genossen, die sich ihm geboten hatte. Denn er wusste nur zu gut, dass das Leben kurz war. Natürlich hatte er sich an einen gewissen Ehrenkodex gehalten. Nie hatte er mit vornehmen jungen Damen getändelt. Frauen, die mit Recht verlangen könnten, dass er sie heiratete, ging er aus dem Weg.

Da Anthony selbst vier jüngere Schwestern besaß, hatte er auch großen Respekt vor dem guten Ruf junger Damen der Gesellschaft. Er hatte sich beinahe für eine seiner Schwestern duelliert, weil sie kompromittiert worden war. Und was die anderen drei betraf ... Er gab offen zu, dass ihm bei der bloßen Vorstellung, eine von ihnen könnte sich mit einem Mann von seinem Ruf einlassen, der kalte Schweiß ausbrach.

Nein, er würde ganz gewiss keiner jungen Dame von gutem Ruf zu nahe treten.

Doch die Gesellschaft anderer Frauen – der Witwen und Schauspielerinnen, die wussten, was sie wollten und worauf sie sich einließen – hatte er weidlich genossen.

Seit er Oxford verlassen hatte und nach London zurückgekehrt war, hatte er nicht einen Tag ohne Geliebte verbracht.

Manchmal, dachte er wehmütig, sogar nicht ohne zwei Geliebte.

Er hatte an beinahe jedem Pferderennen teilgenommen, das die Gesellschaft zu bieten hatte, bei *Gentleman Jackson's* geboxt und mehr Kartenspiele gewonnen, als er zählen konnte. Von seinem zwanzigsten bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr hatte er für sein Vergnügen gelebt, gezügelt nur von tief empfundener Verantwortung für seine Familie.

Edmund Bridgerton war so plötzlich und unerwartet gestorben, dass er keine Gelegenheit gehabt hatte, eine letzte Bitte an seinen ältesten Sohn zu richten, bevor er verschied. Doch Anthony war sicher, hätte er das noch gekonnt, so hätte er ihn gebeten, sich mit der gleichen Sorgfalt und Liebe um Mutter und Geschwister zu kümmern, die Edmund stets hatte walten lassen.

Also hatte Anthony unter all dem Trubel von Empfängen und Pferderennen seine Brüder nach Eton und Oxford geschickt, sich ungezählte Male angehört, was seine Schwestern am Klavier zum Besten gaben. Das war keine leichte Aufgabe gewesen, da drei von vieren völlig unmusikalisch waren. Dabei hatte er immer die Finanzen der Familie fest im Blick behalten. Bei sieben Brüdern und Schwestern sah er es als seine Pflicht an, dafür zu sorgen, dass ihre Zukunft gesichert war.

Als er auf die dreißig zuzuging, hatte er bemerkt, dass er immer mehr Zeit damit verbrachte, sich um die Belange und Geschäfte der Familie zu kümmern, und immer weniger Zeit mit seinen Vergnügungen vergeudete. Ihm war aufgefallen, dass ihm das gefiel. Er hielt sich immer noch eine Geliebte, aber nie mehr als eine zur gleichen Zeit, und er stellte fest, dass er nicht mehr den Drang verspürte, bei jedem Rennen dabei zu sein oder ein Fest so lange nicht zu verlassen, bis er beim Kartenspiel gewonnen hatte.

Sein Ruf blieb ihm natürlich erhalten. Eigentlich hatte er gar nichts dagegen. Es hatte auch gewisse Vorteile, für Englands schlimmsten Frauenhelden gehalten zu werden. Jeder und jede fürchtete ihn, zum Beispiel.

Doch nun war es Zeit zu heiraten. Er sollte sich häuslich niederlassen und einen Sohn zeugen. Schließlich hatte er einen Titel zu vererben. Allerdings verspürte er einen scharfen Stich des Bedauerns – und vielleicht auch ein wenig Schuld – ob der Tatsache, dass er wahrscheinlich nicht lange genug leben würde, um zu sehen, wie sein Sohn zum Mann wurde. Doch was konnte er dagegen tun? Nichts. Er hatte die dynastische Pflicht, Kinder in die Welt zu setzen.

Zudem tröstete er sich damit, dass er drei fähige, treu sorgende Brüder hinterlassen würde. Sie würden sich darum kümmern, dass sein Sohn mit all der Liebe aufwuchs, die jedes Kind der Bridgertons genoss. Seine Schwestern würden den Kleinen hätscheln, und seine Mutter würde ihn viel zu sehr verwöhnen ...

Anthony lächelte leicht, als er an seine große, oft reichlich lebhaftere Familie dachte. Nein, sein Sohn würde keinen Vater brauchen, der ihn über alles liebte.

Und was für Kinder er auch haben mochte – sie würden sich vermutlich nicht an ihn erinnern, wenn er einmal fort war. Sie würden noch zu jung sein, nicht so sehr an ihn